

Istein

Autor(en): **Barack, M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **7 (1890)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ferer politischen und sozialen Entwicklung als höchste Pflicht unserer Bestrebungen anerkennen; die unbefleckte Ehre und sittliche Würde eines republikanischen Lebens heilig halten; den Glauben an den Gott der Väter und an uns selbst nicht verlieren; in allen großen Fragen und ernstesten Gefahren des Vaterlandes den Opfersinn des Helden ob Sempach beurfunden; zu allem dem den Zaun des Landes, der da ist eine Achtung gebietende, nationale Wehrkraft, nicht zerfallen lassen.

Der Gott der Väter schirme und erhalte das Vaterland!



Istern.

Eine Sage von M. Barack.*

Wenn der Rhein bei Basel seine Nordwendung gemacht und an Hüningen, Haltingen, Eimeldingen und Efringen vorüber sich Bahn durch den felsigen Thalgrund gebrochen hat, so gelangt er etwa drei Stunden unterhalb Basel an eine gewaltige, aus Korallenkalk bestehende Felsmasse, dem weit und breit bekannten und berühmten „Isterner Klotz“. Aus dem schäumenden Strome steil bis zu einer Höhe von 110 Meter aufsteigend, bildet der riesige Felsblock einen höchst interessanten, malerisch schönen Anblick, während man von seinem Gipfel, den ein Belvedere krönt, eine wahrhaft entzückende Aussicht hat: unmittelbar vor uns, zu unsern Füßen, der grünlich schimmernde Rhein mit seinen zahlreichen Inseln und Werdern — darüber hinaus schweift der Blick über die gesegneten Fluren und weinreichen Vorberge des Sundgaus und des Wasgaus, hoch überragt von den schön geformten Kuppen der Vogesen — links das schöne, gewerbreiche Basel mit seinen reizenden Umgebungen, über welche sich

* Aus dem vortrefflich redigirten „Hebel's Rheinländischen Hausfreund“ pro 1891. Tauberbischofsheim, J. Lang.

als Hintergrund die gewaltigen Schneeriesen des Berner Oberlandes erheben — rechts, dem Laufe des Stromes folgend, die blühenden Dörfer des badischen und elsässischen Rheinthals bis in die Gegenden von Alt- und Neu-Breisach mit dem Kaiserstuhlgebirge — in unserem Rücken endlich die Rebgelände des „Markgräflerlandes“, überragt von den dunkeln, tannenbewachsenen Häuptern des Schwarzwaldes.

Auf der Spitze des Felsens selbst, nur wenige Schritte vom Belvedere entfernt, befinden sich noch die spärlichen Ueberreste einer alten Ritterburg, des einstigen Sitzes des längst ausgestorbenen Geschlechtes der Edlen von Istein. Ein romantischer Fußpfad führt an einer versteckt in einer Bucht gelegenen Mühle — der Felsenmühle — und an verschiedenen, in die blendendweiße Felswand eingehauenen, mit Heiligenbildern geschmückten Nischen vorüber zu der gleichfalls in den Fels eingehauenen kleinen Wallfahrtskirche, der St. Veitskapelle, und endlich über eine schmale Brücke aufwärts zu den Schloßtrümmern, an welche — wie an den Isteiner Klotz selbst — sich mancherlei Sagen knüpfen.

Eine der schönsten hat schon unser leider zu früh geschiedener Scheffel seiner Erzählung „Hugideo“ zu Grunde gelegt. Eine andere, nicht minder schöne, die sicher eines historischen Untergrundes nicht entbehrt, lebt gleichfalls im Volksmund der dortigen Gegend fort. Sie bildet den Gegenstand unserer nachfolgenden Erzählung.

In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts lebte als Eigenthümer der stattlichen, auf dem „Klotz“ erbauten Burg Herr Werner von Istein, ein tapferer Ritter, der nach vielen Kriegszügen und Kämpfen, welche er im Heergefolge seines Kaisers Heinrich „des Schwarzen“ wider die Böhmen und Ungarn mitgemacht, — ungerne zwar, aber der Nothwendigkeit folgend — daselbst der Ruhe pflegte. In der Schlacht bei Raab hatte er nämlich von einem heimtückischen Ungarn, der ihm im Kampfe das Pferd unterlaufen und durch einen Streich in die Fesseln zu Boden gestürzt hatte, eine so schwere Wunde am rechten Oberarm erhalten, daß er nur durch Abnahme dieses für Krieg und Kämpfe so nothwendigen Gliedes hatte am Leben erhalten werden können. Dadurch zu einem fortan „friedlichen Leben“ gezwungen, saß der wackere alte Kämpfe auf seiner Stammburg als einer der reichsten Edlen des Breisgaves und gab sich der einzigen Thätigkeit, die er auszuüben

noch im Stande war, mit Eifer, Liebe und Lust hin — dem Trinken des trefflichen Weines nämlich, den er selbst auf seinem herrlichen Grundbesitz baute. Sonst trieb er weiter nicht eben viel, besonders seit seine edle, fromme Gemahlin, eine Tochter des benachbarten Grafen Dietrich von Rötteln, von seiner Seite genommen war, denn der Wein als Sorgenbrecher verhinderte ihn, sich trüben oder schweren Gedanken hinzugeben, die ihn hin und wieder wegen der Umstände, die den Tod seiner treuen Lebensgefährtin veranlaßt hatten, beschleichen wollten.

Fünfzehn Jahre schon hatte er mit Frau Hedwig in der Ehe gelebt, ohne daß ihm der ersehnte Sohn und Erbe geboren worden wäre. Die edle Frau schien unfruchtbar, wiewohl sie der Mutter Gottes in der benachbarten St. Veitskapelle persönlich ein „gülden“ Gewand gestickt und seit Jahren täglich um Erfüllung dieses heißesten Wunsches ihres Gemahls gebetet hatte. Da hatte denn endlich Herr Werner, der sich gerade nicht durch übermäßige Frömmigkeit auszeichnete, im Unmuth über die Vergeblichkeit des Betens und Bittens seiner Frau den sündhaften Ausruf gethan: „Nun denn, wenn der Sohn nicht kommen will in Gottes Namen, so mag er sich einfinden in's Teufels Namen!“ — Und der frevelhafte Wunsch des Freiherrn ging in Erfüllung. Kaum ein Jahr später beschenkte Frau Hedwig ihren Gemahl mit dem heißersehnten Sohne, aber — um den Preis ihres Lebens. Seither schien es, als ob der Freiherr von Gewissensbissen gequält würde, die er mittelst Trinkens zu verscheuchen suchte. Um seinen Sohn und dessen Erziehung kümmerte er sich so gut wie gar nicht. „Der Teufelsbube“ — so nannte er ihn gewöhnlich selbst, wenn er in der Trunkenheit auf das mit dessen Geburt verbundene Geheimniß anspielte — war aber auch darnach. Wie sein berühmter Kollege „von Teufels Gnaden“ Herzog Robert von der Normandie mit dem Beinamen „der Teufel“, war er mit dichtem schwarzem Haupthaar und mit sämmtlichen Zähnen auf die Welt gekommen, mit welchen er seine Amme biß, daß sie vor Schmerz laut aufschrie und nur mit Mühe dazu vermocht werden konnte, ihm fernerhin noch die Brust zu reichen. Auch ungewöhnlich groß und schwer war der Knabe, sonst aber schön und wohlgestaltet, obgleich das Gesinde behauptete, die beiden stark entwickelten Wölbungen am oberen Theil des Stirnbeins seien nichts Anderes als Wurzelstöcke für die ohne Zweifel später nachwachsenden

„Teufelshörner“. Diese Ansicht war allgemein verbreitet, und obwohl sich in den nächstfolgenden Jahren das erwartete Gehörn nicht nur nicht entwickelte, sondern die Stirne des kleinen Junkers Veit — welchen Namen er in der Taufe erhalten hatte — immer mehr eine natürliche Ebenmäßigkeit annahm, so schrieb man dies allein der segensvollen Kraft der heiligen Handlung der Taufe zu und glaubte nach wie vor an die zweifellose Teufelsnatur des Knaben. Und wirklich schienen in dieser letzteren Beziehung die Leute nicht unrecht zu haben, denn der Charakter des armen Veit, dem niemals irgendwelches liebende Entgegenkommen gezeigt wurde, entwickelte sich in den aller schlimmsten Richtungen. Da er der Liebe entbehrte, so fühlte auch er nur Haß in seinem Herzen gegen alle die Menschen, die bei seinem Anblick sich bekreuzten und ihm in's Gesicht sagten, er sei ein Höllensohn. Es bereitete ihm eine förmliche Lust, die ihm angeborene Teufelsnatur — an die er schließlich selbst glaubte — in jeder Weise zu entfalten und den Menschen thatsächlichen Grund zu der ihm gegenüber beobachteten Lieblosigkeit zu geben. Wo er es nur immer vermochte, spielte er dem Gesinde und den Dienstmännern seines Vaters schlimme Streiche. Er verdarb ihnen irgend ein Geräthe, schlug in der Küche Tiegel und Töpfe entzwei, oder warf ihnen Sand und anderen Unrath in die Suppe, goß Essig in ihren Wein, zerschnitt ihnen Wäsche und Kleidungsstücke, kurz: er suchte nach Kräften sich an Jenen zu rächen, die ihm in Wort oder That etwas Böses zugefügt hatten. Dies wurde jeweils als Beweis angesehen, daß Veit in Wahrheit ein Teufelsbube sei, und Niemand bedachte dabei, daß jedes Kind eben dringend der Liebe seiner Umgebung bedarf und, wo sie ihm versagt wird, instinktiverweise haßt und diesem Haß in der ihm allein möglichen „kindlichen“ Weise Ausdruck gibt. Kein Mensch auf Burg Istein dachte daran, daß die gegen alle Welt gezeigte Bosheit und Rachsucht des Knaben von ihr selbst verschuldet war und daß mit nur einem Fünkchen von entgegengebrachter Liebe das Herz Veit's für das gleiche Gefühl hätte erschlossen werden können.

Daß diese Möglichkeit vorhanden war, geht daraus hervor, daß, während Alles unter des Junkers Bosheit zu leiden hatte, zwei Geschöpfe allein vollständig hiervon ausgenommen waren: „Brumm“, seines Vaters riesige Hatzrübe und Martha, die Tochter der unterhalb der Burg — an der Stelle, wo jetzt die Felsenmühle steht — in einer

elenden Hütte wohnenden sogenannten „Mausgret“. Ihnen that Veit niemals etwas zu Leide, denn der sonst so bössartige Hund war sein einziger Freund, sein unzertrennlicher Gefährte, der ihm auf Schritt und Tritt folgte, und Martha war ihm eine gewissermaßen verwandte Natur, zu der er sich unwillkürlich hingezogen fühlte. Das etwa zwei Jahre jüngere Mädchen war nämlich gleich ihm selbst von aller Welt gehaßt, denn gleich ihrer Mutter, die ihnen Uebernamen wegen fortgesetzten Stehlens — im Volksmunde „Mausens“ genannt — erhalten hatte, galt auch Martha für diebisch, bössartig und falsch und wurde darum, wo sie sich blicken ließ, geschlagen und mißhandelt. Aus diesem Grunde aber war sie dem Junker sympathisch und stets, wenn er es vermochte, gewährte er unter Brumm's Beihilfe ihr Schutz und Hilfe. Dafür hing die arme, verwahrloste, übrigens hübsche Martha mit ganzem Herzen an ihrem Beschützer und gleich Brumm war sie daher stets dessen unzertrennliche Gefährtin.

Der Schloßherr kümmerte sich um dies Thun und Treiben seines Sohnes, wie schon gesagt, in keiner Weise, obgleich sein alter Burgkaplan, Pater Dietrich Mosbrugger, wiederholt den Versuch gemacht hatte, den Vater zu einer geregelten Erziehung Veit's zu veranlassen. Er predigte in dieser, wie auch in mancher andern, das Leben Herrn Werner's selbst betreffenden Beziehung vollständig tauben Ohren. Der Ritter war durch sein unmäßiges Trinken schon zu sehr heruntergekommen, als daß er für den „Teufelsbuben“, den er im Herzen als Sohn niemals anerkannt hatte, irgendwelches Interesse gehabt hätte. Da wollte es der wackere Geistliche auf eigene Faust unternehmen, den Geist und vor Allem das Herz des Knaben durch systematischen Unterricht zu bilden und für die Lehren des Christenthums empfänglich zu machen. Aber Stubensitzen und Lernen waren nicht nach dem Geschmack des an völlige Freiheit gewöhnten Knaben. Schon nach der ersten Lehrstunde wartete der Kaplan vergeblich auf seinen Schüler, und als er ihn mit Gewalt auf seine Stube verbringen wollte, setzte sich Veit zur Wehr und hekte Brumm auf den alten Mann. Nur durch die rechtzeitige Intervention Martha's, welcher der Riesenhund ebenfalls auf's Wort gehorchte, wurde der Kaplan vor der Gefahr, zerfleischt zu werden, gerettet. Seither verzichtete Pater Dietrich auf jeden ferneren Versuch, den Junker zu erziehen und zu bilden. Die Zähne Brumm's hatten ihm die Lust hierzu gründlich verdorben und

„einem Teufel“ konnte man wohl zu Leibe gehen, ihn aber zum Christenthum bekehren zu wollen, war — wie der Kaplan jetzt nur allzu klar einsah — unmöglich und geradezu sündhaft.

Solcherweise wuchs der Junker mehr und mehr heran ohne jegliche Bildung. Desto mehr entwickelte sich sein Körper, besonders seit Marx Weber, seines Vaters alter Rüstmeister, welcher allein von allen Bewohnern der Burg Istein nicht an den in dem Junker steckenden Teufel glaubte, ihn im Gebrauch der Waffen, im Reiten und Jagen unterrichtete. Diese steten Übungen, welchen sich Zeit mit wahrer Leidenschaft hingab, wirkten wahre Wunder an seinem Leibe. Mit fünfzehn Jahren bereits überragte er seine Altersgenossen um Haupteslänge, war ein Hüne an Kraft und zugleich von einer Gewandtheit, die geradezu unbegreiflich erschien. Er schleuderte seinen Jagdspieß mit tödtlicher Sicherheit nach seinem Ziele, dreißig Schritte weiter als sein Lehrmeister, bändigte das wildeste Roß und übersprang Hecken, manns hohe Zäune und klasterbreite Gräben mit Leichtigkeit. Mit Hirschen und Rehen lief er um die Wette, Hasen und Füchse überholte er sogar. Die größte Freude aber gewährte es ihm, wenn er des Abends, mit Jagdbeute beladen, heimkehrte und einen feisten Bock in die Hütte der Mausgret tragen und Martha als Geschenk übergeben konnte, denn an der Freundschaft mit ihr hielt er auch jetzt noch fest, obwohl der ehrliche Marx Alles that, um ihn von dem „unpassenden“ Umgang mit der Tochter einer Diebin abzubringen. Der Junker folgte eben hierin wie in Allem seinen Neigungen und Gefühlen: für den Begriff des „Unpassenden“ hatte er keinerlei Sinn und Verständniß.

So wurde der Junker zwanzig Jahre alt. Da trat ein Ereigniß ein, das eine merkwürdige Veränderung der bestehenden Verhältnisse verursachte. Die Mausgret starb und auf dem Todtenbette legte sie dem Vater Dietrich ein Geständniß ab, daß Martha, welche allgemein als ihre Tochter gegolten hatte, nicht ihr Kind, sondern das des Edlen von Sponneck auf der gleichnamigen, unweit Gaspach am Kaiserstuhl gelegenen Burg sei. Der Ritter hatte sie einmal für einen verübten Diebstahl peitschen lassen; dafür rächte sich die Gezüchtigte an ihm, indem sie dessen unter Aufsicht einer lässigen Wärterin im Burggarten spielendes einziges Töchterlein raubte. Man glaubte damals, das dreijährige Kind sei in den vorüberfließenden Rhein gefallen und er-

trunken, denn man fand am Ufer einen seiner kleinen Schuhe. Die Eltern waren in Verzweiflung, um so mehr, da alle ihre Bemühungen, wenigstens die Leiche ihres kleinen Lieblings im Strome aufzufinden, erfolglos blieben. Da plötzlich, nach fünfzehn langen Gramesjahren, wurde ihnen vom Pater Dietrich die unverhoffte Nachricht, daß ihr Kind lebe, kaum zwölf Stunden von ihnen entfernt, in den ärmlichsten Verhältnissen in einer elenden Hütte als die vermeintliche Tochter derer, welche sie ihnen geraubt. Die vollgiltigsten Beweise für die Untrüglichkeit der Mittheilung waren — nach Erklärung des Kaplans — in dessen Besitz. Schleunigst machten sich darum die von freudiger Hoffnung erfüllten Eltern unmittelbar nach Empfang der Nachricht auf den Weg, und nach einem scharfen Ritte — man reiste ja damals fast nur zu Pferde — gelangten sie am Abend des gleichen Tages nach Burg Stein, wo sie gemäß der zu jenen Zeiten eifrigst gepflegten Gastfreundschaft die freundlichste Aufnahme fanden. Der Schloßherr selbst freilich war nicht sichtbar; er war, wie gewöhnlich in den Abendstunden, sinnlos betrunken. An seiner Statt empfing Pater Dietrich die Gäste, machte sie mit dem Bekenntniß der verstorbenen Bettlerin bekannt und legte ihnen die Beweisstücke — den vollständigen, wohl erhaltenen Anzug vor, welchen Martha oder vielmehr Gertrud — denn dies war ihr richtiger Name — bei ihrem Verschwinden getragen hatte. Am andern Morgen aber — das Mädchen war Abends nicht zu finden gewesen — führte er den Eltern die so lange entbehrte, inzwischen zur Jungfrau herangeblühte Tochter zu. Sie hatte trotz der schlechten Kleidung, welche ihren Körper bedeckte, etwas Vornehmes in ihrer Erscheinung und Haltung und zeigte, weungleich keine ausgesprochen schönen, doch immerhin angenehme Gesichtszüge, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit des Sponecker's Gemahlin hatten. Mit zitternden Händen schlug diese ihr das wirre Haar an der rechten Schläfengegend etwas zurück und — mit dem Ausrufe: „Mein Kind, meine Gertrud!“ sank sie dem Mädchen an die Brust. Sie hatte unter dem Haar verborgen ein kleines Mal von schwarzer Farbe, einem fliegenden Vogel nicht unähnlich, entdeckt und dadurch die Gewißheit erhalten, daß sie in Wahrheit ihr Kind in den Armen halte.

Martha oder Gertrud — wie wir sie von jetzt ab nennen wollen — war wie betäubt. Pater Dietrich hatte ihr keinerlei Mittheilung von dem Bekenntnisse des unseligen Weibes gemacht, welches sie bisher

als ihre Mutter betrachtet hatte. Er hatte dies absichtlich unterlassen, um sie in völliger Unbefangenheit zu belassen für den Fall, daß der Ritter und seine Gemahlin sie als Tochter nicht anerkennen würden. Gertrud war daher gänzlich unvorbereitet auf den ihr bevorstehenden Wechsel ihrer Standesverhältnisse und ebenso auf den Ausbruch einer ihr durchaus ungewohnten Zärtlichkeit, welche sich jetzt von Seiten ihrer hochbeglückten Eltern über sie ergoß. Als ob sie träume, so ließ sie Alles mit sich geschehen. Sie ließ sich das wirre Haar ordnen, salben und in Flechten legen und sodann sich prächtige Gewänder anlegen, wie sie die Edeldamen trugen, ohne eine Miene zu verziehen. Als man ihr aber mittheilte, daß sie nunmehr ihre Hütte verlassen und mit ihren Eltern hinwegziehen solle, um fortan mit ihnen auf Schloß Sponeck zu wohnen, da geberdete sie sich wie toll, schrie und weinte und verlangte endlich, man solle wenigstens mit der Abreise warten, bis Junker Beit von seinem Ausritte heimgekehrt sei, denn von ihm wolle sie Abschied nehmen. Zufällig ritt in diesem Augenblicke der Junker, welcher noch keine Ahnung von den auf der Burg stattgehabten Vorgängen hatte, in den Burghof ein, und kaum vernahm Gertrud die ihr wohlbekanntem Hufschläge seines Rosses, als sie mit freudestrahlendem Antlitz zum Fenster eilte, es hastig öffnete und hinabrief: „Beit — Beit, komm geschwind und hilf mir!“

Der Junker blickte auf und gewahrte erstaunt die schöne, reichgeschmückte junge Dame am Fenster. Aber es war Martha's Stimme, die gerufen hatte, und ohne eine Sekunde Zeit zu verlieren, eilte er daher hinauf in das Gemach, wo sie weilen mußte. Mit einem Freudenrufe flog Gertrud, als er mit zorngeröthetem Antlitz unter der Thüre erschien, ihm entgegen, umschlang ihn mit ihren Armen und rief mit vor Angst bebender Stimme: „Beit, rette mich — man will mich von Dir trennen!“

Beit antwortete ihr nicht sofort. Mit weit aufgerissenen Augen blickte er nieder auf das so seltsam verwandelte, ängstlich zu ihm aufschauende Mädchen, das seiner im Herzen unbewußt schon lange gehegten Liebe soeben so beredten Ausdruck gegeben hatte. Es war offenbar seine Freundin und Gespielin Martha, die in seinen Armen, an seiner Brust lag — aber wie in aller Welt war es zugegangen, daß die Tochter der Mausgret plötzlich so schön, so liebreizend und — eine Edeldame geworden war?

Diese unausgesprochenen Fragen ließen sich in seinen erstaunten Mienen erkennen. Pater Dietrich beeilte sich daher, ihm das Räthsel zu lösen, indem er ihm mit kurzen Worten den einst von der Mausgret an den Sponeckern verübten Raub und das heutige Wiederfinden der lange entbehrten Tochter durch die Eltern schilderte. „Die Gnade Gottes“ — schloß der Pater seinen Bericht — „hat es heute wunderbar gefügt, daß das Mädchen, welches so lange Zeit in Armuth und Niedrigkeit unter uns gelebt hat, nunmehr seinen edlen Eltern zurückgegeben wird, um fortan in Hoheit und Reichthum zu leben. Darum, Junker, widersezt Euch nicht dem Willen Gottes und gönnt Eurer Jugendspielin das Glück, das sie in der Wiedervereinigung mit ihren Eltern erwartet!“

Da, noch ehe Beit antworten konnte, richtete Gertrud sich auf und rief wild, mit zorniger Geberde: „Ich will dies Glück nicht, will bleiben, was ich war, hier bei Beit — ein anderes Glück begehre ich nicht!“

„Recht so!“ rief jetzt der Junker, indem er, wie zum Zeichen, daß Gertrud unter seinem Schutze stehe, seinen Arm um ihre Schultern legte. „Nie — niemals wollen wir uns trennen!“

Aber der Sponecker lächelte. „Das sollt Ihr auch nicht!“ sprach er ruhig. „Nur kurze Zeit wohnen soll meine Tochter in dem Schlosse ihrer Ahnen, unter den Augen der liebevollsten Mutter, damit sie würdig sei des edlen Namens, den sie trägt. Dort Junker, mögt Ihr sie besuchen, so oft und so lange es Euch gefällt — —“

„Und von dort“ — ergänzte die Edelfrau ihres Gatten Gedanken — „mögt Ihr dereinst sie wieder holen, damit sie bei Euch bleibe ihr Leben lang als Euer Weib, Eure treue Hausfrau!“

Als ob Gertrud vom Baume der Erkenntniß genascht und jetzt erst ihre wahren Gefühle für Beit erkannt habe, so richtete sie bei diesen Worten ihre großen, verwunderten Augen auf die Edelfrau. Zugleich aber war es ihr, als ob eine um ihr Herz gelagerte Eiszinde schmelze; sie begann zu ahnen, daß diese Frau, welche in so selbstloser Weise ihr Glück begründen wollte, sie lieben müsse wie Niemand auf der Welt. Ein Gefühl inniger Dankbarkeit, wahrer Kindesliebe, überkam sie und faßte mächtig Wurzel in ihrem jungen Herzen. In einen einzigen Ruf drängte sie Alles zusammen, was sie in diesem Augenblick

fühlte, in den jubelnden Ruf „Mutter!“, mit welchem sie sich in die geöffneten Arme der glücklich lächelnden Edelfrau stürzte.

Der Junker aber lachte laut auf bei dem ihm gemachten Vorschlage. Nie noch in seinem Leben hatte er bedacht, daß er jemals in die Lage kommen werde, ein Weib zu freien. Aber zu mißfallen schien ihm der Gedanke, daß seine Jugendfreundin sein Weib werden solle, keineswegs. „Mein Weib — meine Hausfrau?“ rief er mit glänzenden Augen, „Du Martha?! Wolltest Du dies denn — wolltest Du wirklich mein Weib sein?“

Jetzt schaute Gertrud strahlenden Antlitzes zu ihm auf und abermals in seine Arme eilend, rief sie entschlossen: „Ja — ich will Dein sein, Dein glückliches, liebendes Weib will ich sein, für immer und allezeit!“

Da hob der Junker mit seinen riesenstarken Armen sie leicht wie eine Feder empor, küßte sie und rief: „Wohlan, so sei es gleich! Nichts von Abreise, Nichts von Trennung — heute noch werde mein Weib!“

Aber ernstern Tones sprach der alte Ritter: „Gemach — gemach! Die Tochter des Sponeckers wird nur aus dem Hause des Sponeckers, aus seinem freien, stolzen Edelsitze abgeholt, um im feierlichen Brautzuge ausgestattet mit reicher Mitgift, ihrem künftigen Gemahl zu folgen. So will es die Sitte und also ziemt es sich für die edle Tochter eines edlen Geschlechtes. Darum soll Gertrud heute noch mit uns aufbrechen und einziehen in die Hallen meiner Burg, aber, Junker von Istein, — ich gestatte Euch, morgen oder wann Ihr wollt, bei mir um ihre Hand zu werben: meiner Zusage möget versichert sein!“

Zeit schien einen Augenblick nachzudenken; der feierliche Ernst, mit welchem der hochangesehene, alte Ritter sprach, verfehlte nicht, Eindruck auf ihn zu machen und seine feurige Ungeduld zu zügeln. „Gut denn,“ sprach er, „so reiset denn, wenn's Euer Wunsch ist und die Sitte es heischt — ich will mich nicht widersetzen. Aber morgen, Ritter, erwartet mich, um meine Werbung entgegenzunehmen, und übermorgen — ja übermorgen schon soll die Hochzeit sein!“

Da lachte der Ritter wie auch seine Gemahlin vergnüglich auf und die Letztere sprach munter: „So schnell wird sich's wohl nicht machen lassen, Junker. Ihr habt wohl noch nie gehört, was Alles zur Aussteuer eines Edelfräuleins gehört? Bedenket nur die hiesür

nothwendigen Kisten und Kasten voll Binnen, dann die Gewänder aus Wolle und Seide, das Rauchwerk von Bären-, Zobel- und Edelmarderpelz, sowie die zahllosen anderen Siebensachen für Haus und Küche! Das Alles muß erst gewoben, gewirkt und beschafft werden. Darum zügelst nur Euere Ungeduld, denn wenn ich mit Gertrud und den Mägden auch halbe Tage lang im „Baden“* sitze und schaffe — vor zwei Jahren wird unsere Arbeit schwerlich beendet sein können. — Nun, nun — beruhigt Euch, Junker,“ fügte sie jedoch, als sie Beit's bestürzte Miene erblickte, lachend bei, „wir wollen sehen, was sich thun läßt, die Frist zu kürzen; wir müssen eben recht fleißig sein, ganze Tage und selbst Nächte hindurch arbeiten, dann wird's vielleicht reichen, daß Ihr — in einem Jährlein schon Gertrud als Euere Hausfrau heimführt!“

Mit diesen Worten reichte sie dem Junker die Hand zum Abschied und schritt mit der nunmehr willig folgenden Gertrud hinter ihrem Gatten her zum Burghof hinab, wo die Kofse zur Heimreise bereit standen. Für Gertrud, die des Reitens völlig ungewohnt war, hatte man eine Sänfte besorgt. Sie nahm Platz in derselben, alle Uebrigen schwangen sich in die Sättel und, geführt von dem Junker, der sich nicht wehren ließ, seiner Jugendgespielin und „künftigen Hausfrau“ das Geleite zu geben, ging es der Heimath zu. Erst jenseits Rheinweiler** trennte er sich von Gertrud und den Eltern mit dem wiederholten Versprechen, andern Tags sich auf ihrer Burg einzufinden, um feierlich und förmlich um die Hand „des Edelfräuleins Gertrud von Sponeck“ zu werben.

„Der Mensch denkt und Gott lenkt“: Es war dem Junker nicht möglich, seinem Vorhaben gemäß andern Tags nach Sponeck zu reiten, denn in der Nacht, plötzlich und unvorhergesehen, war sein Vater, der alte Ritter von Stein, „sanft und selig,“ d. h. im Rausche, an einem Schlagfluß verstorben. Der Junker war zwar nicht allzusehr betrübt über den Verlust dieses Vaters, der sich nie um ihn bekümmert und den er selbst kaum gekannt hatte, immerhin aber konnte er — wie Vater

* Diesen Namen trug das im „Frauenhaus“ gelegene, für die Besorgung der weiblichen Arbeiten bestimmte Gemach.

** Das badische Dorf Rheinweiler wird schon in Urkunden des elften Jahrhunderts genannt.

Dietrich ihn mit einiger Mühe überzeugte — am Todestage desselben keine „Brautfahrt“ unternehmen, umsomehr, da ihm ja als nunmehrigen Erben und Besitzer der Burg Istein die Pflicht oblag, die zahlreich zur Leichenfeier sich einfindenden Gäste, die benachbarten, zu seiner Verwandtschaft oder Freundschaft zählenden Ritter und Edlen der Umgegend zu begrüßen. Dieser Pflicht durfte er sich unter keinen Umständen entziehen und wohl oder übel mußte er darum auf seinen Plan, nach Sponeck zu reiten, verzichten und statt dessen einen Boten mit der Anzeige des Trauerfalles und der hierdurch verursachten Verzögerung seines Kommens dahin senden.

Schon am Tage nach dem Ableben des alten Ritters fanden sich einzelne Ritter der nächsten Umgebung aus dem Elsaß, dem Südvogesen und dem Breisgau, zum Theil mit Weib und Kind, zur Leichenfeier auf der Burg ein, denn die Isteiner waren ein hochangesehenes Geschlecht und mit den meisten Adelsfamilien der südlichen Lande verwandt oder verschwägert und eine Leichenfeier mit den damit verbundenen kirchlichen Ceremonien und dem Leichenschmause zu versäumen, galt in jener Zeit als eine gröbliche Verletzung der gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Pflichten. Darum machte sich auch der im Jura reich begüterte Graf Oswald von Thierstein unmittelbar nach Empfang der Trauernachricht mit Gattin und Tochter auf den Weg nach Istein, denn er war als Gatte einer Schwester des Verstorbenen dessen nächster Verwandter und somit zur Kundgebung seines Beileids verpflichtet. Vielleicht auch mochte ihn die Aussicht auf die ganze oder theilweise Erbschaft der Hinterlassenschaft seines Schwagers hierzu bewogen haben, denn wie aller Welt war auch ihm nicht unbekannt, daß der Isteiner seinem einzigen Sohn im Leben stets gram gewesen, ja sogar, daß er denselben als solchen niemals habe anerkennen wollen. Unmöglich wäre es darum, seiner Ansicht nach, nicht gewesen, daß Veit durch ein vorhandenes Testament von der Erbschaft ausgeschlossen und diese ihm selbst, als dem Nächstberechtigten, zugewiesen würde. Genug, der Graf traf am dritten Tage mit den Seinigen auf Istein ein und — dieser Besuch war für den Junker ein besonders verhängnißvoller und sollte auch bezüglich seiner Beziehungen zu Gertrud von den schwersten Folgen sein.

Bisher hatte Veit noch keinen Begriff von hoher weiblicher Schönheit gehabt. Von allen Mädchen, die er bis jetzt gesehen hatte, war

Gertrud weitaus die Schönste gewesen, aber sie war — wie bereits erwähnt — durchaus keine Schönheit. Nun aber mit einem Male sah er in seiner Base, der jungen Gräfin Itha von Thierstein, ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit vor sich, daß er nahe daran war, sie für ein überirdisches Wesen zu halten. Von Stunde an war er wie verwandelt. War es all' die Zeit her seine höchste Lust gewesen, in Wald und Feld dem Wilde nachzuspüren und mit Speer oder Bolzen zu erlegen, so hatte er jetzt — d. h. während des Aufenthaltes der Thiersteiner auf dem Istein vor und nach der Leichenfeier — weder Sinn noch Gedanken für die Jagd. Nur dem Fräulein spürte er nach, keinen Fuß konnte sie vor ihre neben dem Palas* im Frauenhaus gelegene Kemenate setzen, ohne daß Veit sich ihr zugesellt hätte. Frühmorgens schon, wenn sie hinabschritt in den großen Burghof, um sich in den dort angelegten Rasen- und Blumenbeeten zu ergehen oder auf der Bank unter der großen Linde Platz zu nehmen, fand auch alsbald der Junker sich ein, um ihr Gesellschaft zu leisten; wenn sie einen Gang über den Zwinger und vor die Zingeln machen wollte, so war sofort auch er hierzu bereit; hatte sie Lust zu einem Ausritt in die Umgebung oder zu einer Kahnfahrt auf dem Rheine, so war er wiederum an ihrer Seite, um sie auf seinem Hengste zu geleiten oder ihr Schifflein mit mächtigen Ruder schlägen durch die wogenden Fluthen des

* Die Ritterburgen der damaligen Zeit waren so gebaut, daß eine Ringmauer, „die Zingeln“ genannt, sämtliche Bauten umschloß. In dieser befand sich das „Außenthor“, durch dasselbe gelangte man zunächst in den „Zwinger“ oder „Zwingerhof“, wo sich die Stallungen und Oekonomiegebäude befanden. Hinter dem Zwinger umgab sodann gewöhnlich ein Graben mit einer zweiten hohen Mauer, die „Wehr“ oder die „Leze“ genannt, die eigentliche Burg, zu welcher man nur mittelst einer Zugbrücke durch die mit einem Fallgatter verschließbare „Einlaßpforte“ gelangen konnte. Hinter dieser Mauer und Pforte öffnete sich ein weiter Platz, der „Burghof“, auch „Ehrenhof“ heißen, mit Rasenplätzen und Blumenbeeten, einem Brunnen und einer Linde geschmückt. Diesen Hof umschlossen die verschiedenen Burgbauten: 1) der „Palas“ oder das „Herrenhaus“ mit zahlreichen Stuben oder „Kemenaten“, der „Halle“, der Küche und den Kellern, 2) das entweder mit dem Palas verbundene oder allein stehende „Frauenhaus“, vorzugsweise die „Kemenate“ genannt, mit der „Familienstube“, zugleich Schlafgemach der Hausfrau, der Mägdekammer und dem „Gaden“ oder der Werkstatt, endlich noch 3) „der Bergfrit“ (Bergfried), ein hoher, runder oder viereckiger, gewöhnlich freistehender Thurm mit dem Burgverließ oder Gefängniß. Ein weiteres Gebäude, „die Dirnitz“, ein durch Defen heizbarer Wohnraum, kam erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dazu.

Stromes zu treiben. Ja selbst bei der Verrichtung ihrer Andacht in der Burgkapelle konnte Jtha nicht allein sein, denn sogar an diesen heiligen Ort, den er nie zuvor betreten hatte, folgte ihr Veit nach. Kurz, stets war er in ihrer Gesellschaft, die er sonst Niemand gönnte, ausgenommen seinem „Brumm“, welcher noch immer, ungeachtet des sich fühlbar machenden Alters, sein Begleiter war und daher auch jetzt niemals von seinem Herrn und dem Fräulein wich. Merkwürdigerweise jedoch übertrug der alte Hund seine Anhänglichkeit nicht, wie seinerzeit bei Martha-Gertrud, auch auf die schöne Gräfin; instinktiv schien er sie sogar zu hassen, und es bedurfte jeweils bei ihrem Erscheinen eines energischen Befehls seines Herrn, daß er es nur bei einem zornigen Knurren bewenden ließ.

Was nun Jtha selbst betrifft, so gab sie sich gar keine Mühe, des „brummigen Ungethüms“ — wie sie den Hund nannte — Zuneigung zu erwerben. Er war ihr zuwider wie — sein Herr selbst. Anfangs freilich schienen ihr die offenbaren Huldigungen des schönen, rechenhaften Jünglings durchaus nicht unangenehm zu sein. In der Folge aber, als sie seine gänzliche Erziehungslosigkeit, die Rohheit seines Herzens und seiner Sitten, sowie seinen völlig mangelhaften Sinn für Religion erkannte, fühlte sie sich mehr und mehr von ihm abgestoßen. Dazu kam noch, daß ihr die über Veit's Geburt verbreiteten Gerüchte zu Ohren kamen, so daß sie, die in der strengen Religiosität, aber auch in dem ganzen Aberglauben ihrer Zeit erzogen war, in seiner Nähe fortan nur Schreck und Entsetzen fühlte. Am liebsten hätte sie jetzt seine Gesellschaft gemieden, aber dies ging nicht an. Sie und ihre Eltern waren Gäste auf der Burg, Veit als Schloßherr ihr „Wirth“; der Verkehr mit ihm konnte also unmöglich umgangen werden. Das einzige Mittel, dem Umgang mit dem „Teufelssohn“ zu entfliehen, blieb darum nur eine schleunige Abreise. Aber vergeblich suchte Jtha ihren Vater hiezu zu bestimmen. Diesem war die offenbare Neigung Veit's zu seiner Tochter nicht entgangen, und da die im Geheimen gehoffte testamentarische Ausschließung desselben von der Erbschaft sich nicht verwirklichte, so war ja die Vereinigung des von seinem Schwager hinterlassenen reichen Besitzthums mit seinem eigenen am leichtesten durch die eheliche Verbindung des Erben mit seiner Tochter zu erreichen. Die Bitten Jtha's, von diesem Plane abzustehen, da Veit ja schon so gut wie verlobt mit Gertrud von Sponeck sei, rührten den

kalten Rechner nicht. Herzensbündnisse wurden ja in jener realistischen, allem Idealismus abholden Zeit nur selten geschlossen. Darum weigerte sich der Graf von Thierstein auf's Entschiedenste, „gerade jetzt, wo seine Pläne so gute Aussicht auf Erfolg hatten,“ abzureisen. Er blieb, und Itha konnte es nicht verhindern, wenigstens bisweilen noch mit dem gehaßten Bewerber zusammen zu sein und insbesondere seine Begleitung bei Ausritten und Spaziergängen hinzunehmen.

Dies war der Stand der Dinge ungefähr vier Wochen nach dem Tode des alten Isteiners. Da trat unerwartet eine Katastrophe ein, die in ihren höchst tragischen Folgen den Plänen des Thiersteiners und der Angst und Sorge Itha's ein Ende machte.

Gertrud hatte alle die Zeit her mit freudig hoffendem Herzen auf Veit's Ankunft geharrt. Als aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, ohne daß der heiß Ersehnte gekommen wäre, da begann sie zu befürchten, daß Veit krank geworden oder ihm ein Unfall zugestoßen sei. Sie bestürmte ihren Vater mit Bitten um die Erlaubniß, nach Istein reisen und nach dem Geliebten sehen zu dürfen. Aber der Ritter willigte nicht darein. Die Gründe des Fernbleibens Veit's waren ihm nicht unbekannt geblieben und er konnte nicht umhin, sie seiner Tochter, als diese mit Bitten nicht nachließ, endlich mitzutheilen. Die Wirkung dieser Nachricht auf Gertrud war eine furchtbare. Laut schrie sie auf und zerraupte sich in wildem Schmerze das Haar. Veit untreu — in den Liebesbanden einer Anderen befangen: das war ja nicht möglich, — das konnte nicht sein! — Auf ihn verzichten, ihn gar jener Anderen gönnen zu sollen, jener Verhaßten, die ihn zur Untreue verleitet, ihn, den allein sie geliebt auf der ganzen Welt, der ihr Gott, ihr Alles war — nein, das war zu viel verlangt von ihr! — Sie mußte hin zu ihm, ihn sehen und sprechen und — wenn er sie in Wahrheit nicht mehr liebte, dann — ja dann wollte sie sterben!

Solche und ähnliche Gedanken fuhren ihr blitzartig durch's Gehirn, während sie bald zornige Vermünschungen ausstoßend, bald jammern und händeringend ihre Kemenate durchrannte. Vergebens suchten sie ihr Vater und ihre herbeigerufene Mutter zu beruhigen; sie hörte nicht auf ihre herzlichen Trostesworte — wollte sie nicht hören. Sie schrie und tobte, weinte und jammerte bis zum Abend. Da endlich schien sich der in ihrem Herzen brausende Sturm zu legen und sanft-

teren Gefühlen Platz zu machen. Sie küßte Vater und Mutter und zog sich in ihre Schlafkammer zurück, um sich zur Ruhe zu begeben. Beruhigt legten sich auch die Eltern zu Bette. Am Morgen aber wurden sie durch Geschrei und seltsames Hin- und Herrennen geweckt. Angsterfüllt forschten sie der Ursache nach und erfuhren nun zu ihrem unsäglichen Schrecken, daß man das Fräulein vermisse: ihre Kammer sei leer, das nach dem Rhein gehende Fenster geöffnet; ohne Zweifel habe sie von hier aus den Weg in's Freie gesucht oder — sich in den vorüberfließenden Strom gestürzt. Entsetzt ließ der Sponecker in der Umgebung der Burg, auf dem nach Istein führenden Wege und — im Rheine nach der Entwichenen suchen, aber vergeblich, nirgends wurde eine Spur von ihr gefunden. —

Am Abend ebendieses für die Edlen von Sponeck so unglücklich angebrochenen Tages hatte auf Istein die Gräfin Itha Lust, nach der Tags über herrschenden drückenden Sommerschwüle sich unten am Gestade des Rheines ein wenig zu ergehen. Sie hoffte, unbemerkt von Weit aus der Burg in das oberhalb des „Klozes“ am Ufer wachsende dichte Buschwerk gelangen und daselbst ein Stündchen des Alleinseins verbringen zu können. Aber kaum hatte sie sich daselbst auf einen mit Moos überzogenen Felsblock gesetzt, so trat schon der Junker mit seinem steten Begleiter Brumm hinter einem Weidenstamme hervor und setzte sich an ihre Seite. Itha erschrak und wollte sofort den Rückweg antreten, aber der Junker hielt sie gewaltsam zurück, indem er ihr fast drohend zurief: „Bleibt, Base, ich habe mit Euch zu reden!“

Zitternd fügte sich die Gräfin in's Unvermeidliche und bedeutete dem Junker durch ein Zeichen, zu sprechen.

Weit richtete seinen glühenden Blick durchbohrend auf Itha und begann rauh: „Ich wollte Euch nur sagen, daß ich's nunmehr satt habe, mich von Euch an der Nase herumführen zu lassen. Ihr habt mir's angethan — und seit vier Wochen, seit ich Euch zum ersten Mal sah, laufe ich Euch nach wie ein Hund. Ihr aber findet seit einiger Zeit Gefallen daran, mich zu quälen, denn geflissentlich vermeidet Ihr meine Gesellschaft und sobald Ihr mich kommen sehet, weicht Ihr mir aus. Das kann nicht so fortgehen. Ich bin nicht darnach beschaffen, den schwachtenden Liebhaber zu spielen — nein, beim Teufel, meinem Ahnherrn, — ich will erhört sein, will Dich besitzen — heute noch — jetzt gleich!“

Mit diesen Worten suchte er Itha in seine Arme zu schließen, aber mit übermenschlicher Anstrengung riß sie sich los und im nächsten Augenblick stand sie hochaufgerichtet auf dem Gipfel des gegenüberliegenden, in den Strom hineinragenden Felsblockes. „Zurück von mir,“ rief sie mit vor Zorn bebender Stimme, „denn bei Gott und allen Heiligen schwöre ich's: wenn Ihr auch nur eine Hand nach mir ausstrecket, so stürze ich mich in die Fluthen des Rheins!“

Verblüfft wich Veit einen Schritt zurück. Einen Moment zögerte er, dann, ungeachtet der Drohung Itha's machte er Miene, zu ihr auf den Block zu springen, um sie herabzureißen. Aber „Zurück!“ erscholl es wiederum, doch — nicht aus Itha's Munde, sondern aus dem einer Andern, die in diesem Augenblicke aus dem Gebüsch hervorbrach. Erstaunt richtete der Junker den Blick auf die Angekommene; gleichzeitig aber stürzte Brumm mit freudigem Bellen dieser entgegen — es war Gertrud.

„Martha — Gertrud, Du hier?!“ stammelte Veit verlegen. Gertrud antwortete nicht sogleich. Sie beugte sich nieder zu dem treuen Hunde, um ihn zu liebkoosen. „Guter Brumm,“ sprach sie schmerzlich, „Du wenigstens bist nicht treulos — hast mich nicht vergessen, wie Dein Herr! — Warum bist Du treulos, Veit?“ rief sie sodann diesem zu. „Sprich, liebst Du mich nicht mehr?“

Veit schleuderte ihr einen bösen Blick zu und trotzig seine Fäuste ballend, rief er: „Nein, ich liebe Dich nicht — habe Dich nie geliebt! Erst seit ich diese sah,“ fügte er, auf Itha zeigend, bei, „weiß ich, was Liebe ist!“

Da stieß Gertrud, ihre Arme zum Himmel erhebend, einen einzigen herzerlöschenden Schrei aus, dann rannte sie verzweiflungsvoll dem Ufer zu und stürzte kopfüber in den brausenden Strom.

Entsetzt stand Veit bei dieser unerwarteten, schrecklichen That. Wie mit einem Zauberstrich schien er sich der Größe der Liebe Gertrud's und seines eigenen gegen sie begangenen Unrechts bewußt geworden. Nur ein Gefühl, nur einen Trieb hatte er jetzt: ihr zu helfen, sie zu retten. Mit einem Sprung befand er sich an der Stelle, wo er Gertrud hatte verschwinden sehen, mit einem zweiten lag er auch im Rheine — fast gleichzeitig mit dem treuen Brumm, der in gewaltiger Flucht ihm nachsetzte. Itha aber eilte hilferufend stromabwärts, wo sie Leute wahrte. Mit mächtigen Stößen schwimmend,

strebte Weit dahin, wo Gertrud's Gewand aus den Quellen schimmerte und endlich — endlich hatte er sie erreicht. Er zog sie an sich — da schlug die Ertrinkende instinktiv die Arme um ihn und zog ihn mit sich in die Tiefe.

Heulend sah Brumm Beide in den Wellen verschwinden. Gertruderte hastig, und es gelang ihm, einen Zipfel von Gertrud's Gewand zu erschnappen. Er zog und zerrte daran und strebte dem Ufer zu. Aber die Last war zu groß — der Strom erfaßte ihn. Gleichwohl ließ der treue Hund nicht los, aber endlich erlahmte seine Riesenkraft und mit ihnen, die er retten wollte, versank er in den Fluthen.

Am Jsteiner Klotz, wo der Strom sich westwärts wendet, warf er die drei Leichen aus. Dort fanden sie Jtha und die von ihr zu Hilfe gerufenen Leute. Man begrub Weit und Gertrud unweit der Stelle, wo sie der Strom angeschwemmt hatte, in einem gemeinschaftlichen Grabe. Den treuen Brumm bettete man ihnen zu Füßen.

Der Graf von Thierstein war der Erbe der Güter des letzten Jsteiners. Durch seine Tochter Jtha, welche sich dem Edlen Werner von Kaltenbach auf Schloß Bürgeln vermählte, kamen sie an diesen. Auch dessen Geschlecht ist längst ausgestorben. Jetzt gehört der Jstein der freiherrlichen Familie von Freistedt.

Am Fuße des Klotzes entstand um die Mitte des zwölften Jahrhunderts das Dorf Jstein. Der Platz, wo Weit's und Gertrud's Grab sich befand, wurde zum Friedhof des Dorfes erwählt. Noch heutzutage zeigt man sich auf demselben die Stelle, wo sie ruhen.



Die Sprachgrenzen in der Schweiz.

Von Professor Eugen Ritter in Genf.

In den ersten Jahrhunderten unseres Zeitalters hatte sich die lateinische Sprache auf der ganzen schweizerischen Hochebene, sowie im Norden Galliens heimisch gemacht. Als die Barbaren aber in das Reich eindrangten und sich mächtig darin festsetzten, ging